



Der
Irrgarten

Krimi

Roman Just

Inhaltsverzeichnis

Über den Autor	3
Zur Person:.....	4
Altlasten	5
Sebastian Ellmann.....	5
Max von Brauwein	13
Klaus Biederhahn	24
Günther Seitz und Oblu	33
Impressum	34

Der Irrgarten

Krimi

von
Roman Just

Über den Autor

Roman Just ist in der Welt der Literatur in verschiedenen Genres unterwegs. Mit den Thrillern der "Tatort-Boston-Reihe" hat er den Einstieg in die Literaturwelt begonnen, sie dann mit den "Gelsenkrimis" fortgesetzt. Neben den Thrillern und Krimis arbeitet er an einer mehrteiligen Dystopie und einer historischen Familiensaga, hinzu kommen Ausflüge in andere Genres.

Der Autor und bekennender Selfpublisher ist Jahrgang 1961, lebt in Gelsenkirchen, leidet mit dem vor Ort ansässigen Fußballclub seit 1971 zu allen Zeiten mit, spielt außerdem gerne mit Mitmenschen Schach und beschäftigt sich leider nur noch gelegentlich mit der Astronomie.

Der Selfpublisher betreibt auf seiner Homepage zu allen seinen veröffentlichten Titeln Leserunden, außerdem bietet er einen Leserkreis, an dem ebenfalls aktiv teilgenommen werden kann.

Mehr über den Autor und seine Titel gibt es hier:

<https://www.gelsenkrimi.de>

<https://www.gelsenkrimi.de/ueber-mich>

<https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis/leserunden>

<https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis>

<https://www.gelsenkrimi.de/gelsenshop>

Zur Person:

Sternzeichen: Jungfrau

Gewicht: Im Moment viel zu viel

Erlerner Beruf: Kellner

Derzeit tätig als: Autor/Selfpublisher

Charaktereigenschaften: Impulsiv/Hilfsbereit

Laster: Nie zufrieden mit einem Ergebnis

Vorteil: Meistens sehr geduldig

Er mag: Klare Aussagen

Er mag nicht: Gier und Neid

Er kann nicht: Den Mund halten

Er kann: Zuhören

Er hasst: Tyrannen und selbstverliebte Subjekte

Er liebt: Das Leben

Er will: Ziele erreichen

Er will nicht: Unterordnen

Er steht für: Menschlichkeit

Er verachtet: Hass, Mobbing, Eitelkeit

Er denkt: Auch Einfaches ist nicht einfach zu erledigen

Er meint: Die Achtung und der Respekt vor der Würde eines Menschen werden durch das Gendern nicht gestärkt.

Altlasten

Sebastian Ellmann

Zuerst läutete, dann klopfte es an der Tür. Die Mutter war mit ihren Kindern allein zu Hause, gerade am Herd mit dem Abendessen beschäftigt und bat rufend ihre ältere Tochter die Tür zu öffnen. »Wer ist es, Jenny?« fragte sie laut und erhielt keine Antwort. Sie drehte eine Herdplatte auf eine kleinere Stufe, wandte sich von ihrer Arbeit ab und wollte sich mit dem Kochlöffel in der Hand in den Flur begeben, doch wie erstarrt blieb sie stehen und ließ das Küchenutensil zu Boden fallen.

In der Küchentür stand Jenny, hinter ihr ein Mann mit einer Kapuze über dem Kopf, mit einer Hand hielt er dem Mädchen den Mund zu. Ein weiterer Kerl erschien, er hatte die jüngere Tochter in seiner Gewalt und wie der erste war er unkenntlich verkleidet. Ein dritter Einbrecher, groß und stämmig, betrat die Küche. Sein ovales, unrasiertes Gesicht war nicht bedeckt, er ging lässig an der Hausfrau vorbei, setzte den Herd außer Betrieb und probierte von dem bereits angerichteten Salat. Plötzlich griff er brutal nach den langen, blonden Haaren der Mutter und zerrte sie in das Wohnzimmer. Mit Wucht stieß er sie in einen der zwei Sessel und gab seinen Komplizen ein Zeichen.

»Was wollen sie von uns?«, fragte die Frau ängstlich und strich sich über den Kopf. Ihre Augen schielten aus dem Raum in den Flur. Panik ergriff sie, als sie sah, dass die zwei Maskierten die Wohnung verließen. Sie gingen und nahmen

ihre Töchter mit. "Jennifer, Laura!", schrie sie ihren Kindern innerlich nach und ihre Augen füllten sich mit Tränen, aber sie weigerte sich mit aller Kraft, zu weinen zu beginnen. Es ging ihr nicht um Scham oder Schwäche, sondern um den Stolz, nicht all Verliererin oder Bettlerin dazustehen.

Der in der Wohnung verbliebene Eindringling trat zu ihr und drückte seine Hand fest auf ihren Mund. »Du hast die Klappe zu halten, sprichst nur, wenn ich etwas wissen will! Ist das klar?« Mit geweiteten Augen nickte die Frau. »Wann kommt dein Mann nach Hause?« lockerte sich der Druck der Hand auf ihren Lippen.

»Er muss jeden Moment hier sein«, brachte sie mühsam hervor.

Der Kerl zog seinen Arm zurück und warnend legte er sich den Zeigefinger auf die Lippen. Er sah wie die Frau am ganzen Körper zitterte, dass sie sich aus Angst in die Hose gemacht hatte, was ihm ein ironisches Lächeln entlockte. Plötzlich hielt er Kabelbinder in seinen Pranken und band sie seinem Opfer schnell um die Gelenke. Seine geübten Griffe verrieten, dass er diese Prozedur nicht zum ersten Mal vollführte. Schließlich, als die Hausfrau wehrlos war, trat er hinter den Sessel und griff ihr gierig in den Ausschnitt und an die Brust. »Na, hast du schon mal so eine kräftige Hand an dir gespürt, genieße es du Miststück«, flüsterte er ihr dabei ins Ohr, ergänzte drohend: »Es ist das letzte Mal, dass dich jemand anfasst.«

Die Mutter der zwei Mädchen versuchte sich vergeblich aufzubäumen und Tränen begannen über ihre Wangen zu laufen. Es stellte sich keine Zuversicht ein, als sie hörte, wie

die Eingangstür aufgesperrt wurde, ihr Ehemann an der Garderobe seine Jacke aufhing und nach ihr rief. Sie spürte die linke Hand ihres Peinigers auf ihrer Brust und sie fühlte wie seine rechte Pratte eine Pistole mit einem Schalldämpfer an ihre Schläfe drückte. Flehend sah sie ihren Lebenspartner an als dieser schockiert in der Tür zum Wohnzimmer stehen blieb. Unfähig etwas zu tun oder zu sagen, folgte er der Aufforderung, sich auf das Sofa zu setzen. Sein Blick wanderte von seiner Ehefrau zu dem Mann, von ihm zu der Pistole und dann wieder zu seiner großen Liebe, von der er einst geglaubt hatte, sie nie in seinem Leben finden zu können. Er setzte zum Reden an, aber das Entsichern der Waffe verbot ihm jedes Wort. Nervös drückte er seine Handflächen auf das Sofa. Besorgt sah er seine Gefährtin an, versuchte ihr einen aufmunternden Blick zu schenken, aber seine Augen verrieten seine Sorge und Hilflosigkeit.

Der bewaffnete Kerl zog seine Hand von der Brust der Frau, stellte sich aufrecht hin und die Pistole drückte er ihr gegen den Hinterkopf. Seinen Unterarm, der eben ihren Ausschnitt verlassen hatte, legte er um ihren Hals. »Sie hören zu, keine Fragen«, wandte er sich an den männlichen Hausbewohner. »Sie tun ab sofort, was ich sage! Sie werden meine Befehle ausführen oder die Mädchen sterben.« Der Hausherr sah sich um, erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er seine Töchter noch nicht gesehen hatte, er nicht wie gewohnt von ihnen begrüßt worden war. Hastig erhob er sich, bereute es sofort und ließ sich wieder auf das Sofa fallen. Der linke Unterarm des Fremden hatte bei seinem Aufstehen die Kehle seiner Freundin fester zugeedrückt. Sie begann durch den

verstärkten Druck zu röcheln, zwang ihren Lebensgefährten dadurch sich sofort wieder zu setzen. Der brutale Eindringling ließ die Frau kurz los, warf dem Ehemann ein Handy zu und legte die Hand auf die Schulter der Frau, die unter seinem Griff aufstöhnte. »Alle Instruktionen erhalten sie über dieses Gerät, sie werden es nicht aus den Augen lassen oder verlieren, sie werden mit dem Handy niemanden anrufen, außer ihnen wird die Anweisung dazu gegeben. Sie reden mit keinem Mensch über meine Person, keine Polizei, keine Fehler und keine Tricks, sonst sind die Mädchen tot«, hallte die Stimme des Eindringlings unnachgiebig und kalt durch den Raum. »Die erste Order erhalten sie in wenigen Tagen, bis dahin regeln sie alles, was nach meinem Abgang auf Sie zukommt. Haben sie mich verstanden?«

Der Hausherr schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht ganz«, gab der Ehemann von sich, in der Absicht Zeit zum Überlegen zu gewinnen. »Wenn Sie gehen, welche Angelegenheiten hätte ich zu erledigen?«, fragte er.

Der Gatte, der mit Kabelbindern an den Handgelenken Gefesselten, ließ die verängstigte und zitternde Frau los, trat zwei Schritte zurück und zielte ohne jedes Mitleid auf ihren Hinterkopf. »Auf dem Handy ist eine Nachricht, es sind Ihre ersten Anweisungen. Sie haben vier Wochen Zeit sie auszuführen, schaffen Sie es nicht, sind die Mädchen tot.«

Der Vater der Entführten Kinder nickte, seine Augen lösten sich von dem Mann, wurden feucht und wanderten zu seiner Frau. Ohne dass er es verhindern konnte, rollten Tränen über seine Wangen. Er blickte den Kerl in ihrem Rücken an, wusste, dass seine nächsten Worte an ihm abprallen wür-

den. »Tun sie es bitte nicht!«, sagte er flehend, zugleich wohlwissend, dass jedes Flehen um Gnade sinnlos war.

Dem Bewaffneten war anzusehen, dass er zu der Sorte von Menschen gehörte, die kein Gewissen besaßen und eine Loyalität an den Tag legten, die dem Arbeit- oder Auftraggeber galt, auf dessen Lohnliste sie standen. Dabei war es gleichgültig, ob es sich um ein einmaliges Engagement oder eine Dauerbeschäftigung handelte, was zählte, war Skrupellosigkeit. »Wir meinen es ernst und das sollen Sie nie vergessen!«, entgegnete der bewaffnete Mann. Ohne Mitgefühl und mit keiner zögernden Haltung zu drückte er den Abzug der Waffe. »Haben Sie es jetzt verstanden?«, fragte der Einbrecher, kam auf die entführten Mädchen zurück: »Falls nicht, sind die Mädchen als nächste an der Reihe, danach jede Person, die sie kennen, ganz zum Schluss enden Sie als Leiche!«

Der schockierte Hausherr sah erstarrt zu wie die Mutter von zwei Kindern nach vorne kippte, aus dem Sessel fiel und gegen den Wohnzimmertisch prallte. Wie in Trance und durch einen dichten Nebel sah er dem Mörder seiner Frau nach, schob den Tisch weg, fiel auf die Knie und beugte sich über die Tote. Er nahm sie in seine Arme, weinte zuerst leise, dann bitterlich und während er Tränen vergoss, saugte sich sein weißes Hemd mit dem Blut des Opfers voll. Er fragte sich, "warum, warum war es geschehen", doch er kannte die Antwort, wusste, dass er sich als Angestellter des BKA mit Mächten angelegt hatte, die sogar dazu imstande waren, jedwede Kontrollorgane zu umgehen. Seine ermordete Frau im Arm haltend, erinnerte sich Sebastian Ellmann an die Worte, die er ihr vor Jahren mehrfach prophezeit hatte: "Sie würde

in Berlin glücklich werden, als BKA-Beamter war er berufsmäßig nicht so gefährdet, wie bei der Kripo", alles Mögliche hatte er ihr vorgebetet, um sie zu einem Umzug in die Hauptstadt zu bewegen. Sie hatte nachgegeben, mit ihren damals fast noch in den Windeln liegenden Kindern den Sprung gewagt. Es war ein großer Schritt, denn im Vergleich zu Berlin lag ihre Herkunft in der Provinz, noch dazu in Niederbayern. Passau, Plattling, Deggendorf, Vilshofen, Dingolfing, Straubing und hauptsächlich in Landshut, an all diesen Orten war Sebastian tätig gewesen, doch all diese Städte zusammen besaßen nicht die Einwohnerzahl Berlins. Nun war Karin tot, so hieß seine Frau, nur da sie den Wünschen ihres Mannes gefolgt war. Stundenlang hielt Sebastian seine ermordete Gattin in den Armen, bevor er sich dazu aufraffen konnte, seine Kollegen anzurufen. Was sich danach abspielte, erschien ihm wie eine Horrorshow, die eine gefühllose außerirdische Intelligenz in Gang gesetzt haben musste. Er wurde zunächst kollegial befragt, später eher als Anstifter des Verbrechens verhört, anschließend wurden ihm Fragen gestellt, die als pietätlos und befremdlich bezeichnet werden konnten. War schon deshalb ein übler Nachgeschmack entstanden, wurde er durch einen Umstand noch bitterer: Niemand fragte, wo sich seine Kinder befanden, so als ob er niemals Vater geworden wäre. Es gab noch ein Problem, mit dem Sebastian Ellmann konfrontiert wurde und niemand wusste es besser als er, weswegen seine Frau umgebracht worden war: Als Kronzeuge musste er in einem Prozess gegen eine Bande von organisierter Kriminalität aussagen, umso erstaunlicher war es, dass sich offenbar niemand für

den Verbleib seiner Töchter zu interessieren schien. Schließlich kamen zwei entscheidende Säulen zum Tragen: Einerseits wurde Sebastian Ellmann nur einen Tag später nach dem Mord an seiner Frau suspendiert, erhielt den Status einer Person im Zeugenschutzprogramm. Andererseits besaß er das Handy, welches er vom Mörder seiner Frau bekommen hatte. Es war ihm verständlicherweise und ebenso aus unerklärlichen Gründen nicht abgenommen worden. Ob die Mächte des organisierten Verbrechens für beides verantwortlich waren, blieb ein geheimnisvolles Rätsel, immerhin wurde Ellmann der Kommunikationsmöglichkeit zu den Entführern seiner Töchter nicht beraubt. Es kam der Tag der Verhandlung und der BKA-Beamte sagte alles, was am Handy von ihm verlangt worden war. Die Angeklagten wurden mangels Beweisen freigesprochen, wofür Ellmann keine Dankbarkeit erwarten durfte. Der Ablauf der Ereignisse ließ es dennoch nicht zu, dass er gefeuert werden konnte, aber einige Exempel ließen sich an ihm statuieren. Er verlor den Zeugenschutz, als Gegenleistung durfte er das BKA verlassen und zur Kripo zurückkehren. Erstaunlicherweise blieb es ihm vorbehalten, seinen neuen Standort auswählen zu können. Sebastian Ellmann, nach wie vor durchaus nahbar, charakterlich verbittert, entschied sich für einen Weg in die Vergangenheit, bat um eine Versetzung zur Kriminalpolizei nach Landshut. Nach der Verhandlung nahm er einen überfälligen Urlaub in Anspruch, erlebte währenddessen Tag für Tag eine Enttäuschung nach der anderen. Die Entführer seiner Kinder meldeten sich nicht, obwohl ihm dies bei einem Freispruch der Angeklagten zugesagt wor-

den war. Er wartete, flehte, betete, hoffte, betrank sich an jedem Urlaubstag, doch einen Anruf bekam er nicht. Jennifer und Laura schien es an manchen Tagen nie gegeben zu haben, mitunter kam es Sebastian vor, als ob er sich seine Vaterschaft eingebildet hätte. Dann ging alles sehr schnell, wobei alle Vorgänge wie eine Wahrheit erschienen, die es so nicht geben konnte. Sein Urlaub war noch gar nicht beendet, schon befand sich seine Dienstadt in Landshut, er war dort noch gar nicht angekommen, aber bei den ortsansässigen Kollegen bereits in Ungnade gefallen. Kein Vertreter des Gesetzes war erfreut darüber, einen Kollaborateur in den eigenen Reihen zu wissen, allerdings hatte sich eines nicht geändert: Noch immer hatte niemand danach gefragt, wie es den Kindern von Sebastian Ellmann ergangen war, wo sie waren, wie es ihnen ging und wie sie sich nach dem Verlust der Mutter fühlten. Auch das war eine Wahrheit, niemand war in dieser Angelegenheit an ihn herangetreten. Die Töchter von Sebastian Ellmann waren jedenfalls unauffindbar, auch auf ein Lebenszeichen wurde vergeblich gewartet. Der ehemalige BKA-Beamte hatte sie im Zeugenstand durch Lügen und Erinnerungslücken zu schützen versucht, doch die Entführer zeigten kein Erbarmen. Jennifer und Laura schienen vom Erdboden verschluckt worden zu sein. So war und blieb es, bis etwas geschah, was den ehemaligen BKA-Beamten aus einem exzessiv gelebten Wachkoma hervorholte, wieder in einen solchen hineinwarf. Sebastian Ellmann konnte nicht ahnen, dass sich diese Tortur unentwegt wiederholen sollte, bis er entweder einen Fall aufklären oder den Tod finden würde.

Max von Brauwein

Der Februar war kalt und grausam. Für einen Mann der Veränderungen nicht leiden konnte hatte der Monat zu viele davon mit sich gebracht und keine einzige gefiel Max von Brauwein. Zu Beginn des zweiten Monats im diesem noch jungen Jahr verstarb völlig überraschend seine Mutter. Die vitale, völlig gesunde Hausfrau fiel ohne ersichtlichen Grund die Treppen in der Familienvilla hinab und war sofort tot. Die Frau hatte sich bei dem Sturz das linke Bein gebrochen und einige Prellungen erlitten, aber an seinen Folgen war sie nicht gestorben. Die Obduktion ergab das Gisela von Brauwein vor ihrem Fall in die Tiefe einem Herzversagen erlegen war und keine Verletzung wahrgenommen hatte.

Für Max von Brauwein war diese Erkenntnis kein Trost, der Tod seiner Mutter stellte einen herben Schlag für ihn dar. Vor drei Jahren hatte er nach einer langen Krankheit bereits seinen Vater verloren, er litt an Alzheimer. Was für seinen Erzeuger eine Erlösung war, wurde für ihn zu einer Tortur. Er hatte von ihm einen Betrieb geerbt, der maroder nicht sein konnte. Die Jahre vor seinem Tod hatten sie, zumindest als sein alter Herr noch klar denken konnte oder seine lichten Momente hatte, überwiegend im Streit verbracht, der zudem immer eskalierte, wenn Max sich traute über Sanierung oder Modernisierung zu sprechen. Die Jahre der Krankheit hatten Max und seinen Vater in vielen Bereichen voneinander getrennt, der ewige Zank und dessen Bosheiten hatten sie entfremdet. Völlig anders war sein Verhältnis zu seiner Mutter.

Sie war unumstritten die gute Seele in der Villa von Brauwein, eine perfekte Oma für seine Kinder, zudem die Frau, die ihm stets den Rücken stärkte. Gisela hatte für jeden ein offenes Ohr, gab ihre Erfahrungen und Weisheiten gerne an alle weiter. Doch jetzt war es still in der Villa und es war ein Segen das Max von Brauwein Angestellte beschäftigte, die ihm zwar die Mutter nicht ersetzen konnten, aber eine große Hilfe waren. Bei ihnen handelte es sich um die Köchin Gertrud Gleiser und den Gärtner Otto Watuschek. Die zwei waren seit Jahrzehnten bei der Familie von Brauwein angestellt, gehörten längst zur Familie. Was die beiden für ihn in jungen Jahren getan hatten und wie viel sie ihm bedeuteten, wiederholte sich nun bei seiner Tochter und seinem Sohn. Neben seiner Mutter waren es Gertrud und Otto, die in dem Haus für Harmonie sorgten, es pflegten, für Ruhe und Ordnung sorgten und stets für jeden mit Rat und Tat zur Stelle waren. Das alles änderte nichts daran das seine Mutter Gisela eine große Lücke hinterließ, nicht allein im Herz, sondern ebenso im Haus, das überall, an allen Ecken und Enden. Mit Gertrud und Otto bildete sie eine Spezialeinheit in der Villa, die für alles und jeden zuständig war. Es fing mit der Sauberkeit im Haus an, setzte sich mit der Fürsorge und Obhut der Kinder fort, ging weiter zu der Betreuung und Pflege seiner depressiv kranken Frau und endete bei der Organisation aller Ereignisse die das Haus, das Anwesen oder die Familie betrafen. Mit dem Tod Giselas blieb nun fast alles an der Köchin und dem Gärtner hängen. Max, soweit es der Familienbetrieb zeitlich zuließ, hatte sich den Ablauf im Haus vierzehn Tage lang angesehen, schnell war ihm klar

geworden, dass er das Erbe der Aufgaben Gertrud und Otto nicht auf Dauer zumuten konnte. Die beiden waren voller Energie, vital, fleißig und bemüht, doch sie hatten zudem ihr Alter, waren über sechzig Jahre alt, besaßen somit körperliche und nervliche Grenzen. Max von Brauwein fühlte sich nach den zwei Wochen dazu verpflichtet, für eine Entlastung der beiden zu sorgen und gab ein Inserat auf.

Die Annonce bedeutete die zweite Veränderung. Es war unabdingbar, er musste Gertrud und Otto das Leben vereinfachen, das war er ihnen ohne Frage schuldig. Doch er tat es nur ihnen zuliebe, ansonsten sehr ungern, denn mit diesem Schritt ließ er fremde Leute in sein Haus. Mir der Anzeige bot er zwei Arbeitsplätze in der Villa an.

Max von Brauwein ließ die Stellenangebote mehrfach in der städtischen und in einer überregionalen Tageszeitung schalten und erhielt wenige Tage später die ersten Briefe von Interessenten. Er hatte um schriftliche Bewerbungen gebeten und hoffte auf diese Weise geeignetes Personal zu finden. Die Stelle der Reinigungskraft in Kombination mit einer Haushaltshilfe machte ihm weniger Sorgen. Hier wollte er die Entscheidung über eine Einstellung Gertrud überlassen, schließlich war die Stelle zu ihrer Entlastung gedacht. Außerdem musste die Köchin mit der neuen Kraft gut auskommen und mit ihr zufrieden sein. In diesem Fall bot er den Interessenten eine persönliche Vorstellung bei Gertrud an.

Der zweite Arbeitsplatz, den er anbot, belastete ihn mehr. Er benötigte einen ausgebildeten und belastbaren Krankenpfleger für seine kranke Frau Barbara. Vor ihrem Ableben hatte sich Gisela um seine Ehefrau gekümmert, sie tat es auf-

opferungsvoll und mit der Liebe, die sie zu geben imstande war. Das rang ihm alle Hochachtung vor seiner Mutter ab, denn Barbara war alles andere als ein leichter Pflegefall. Der Mann, den er für diese Aufgabe brauchte, sollte Voraussetzungen mitbringen, über die ein einziger Mensch überhaupt nicht verfügen konnte. Er musste unnachgiebig sowie tolerant sein, ungeduldig geduldig bleiben, ebenso einstecken können, ohne gekränkt zu sein. Die Hauptaufgabe des Krankenpflegers bestand jedoch vor allem darin, alles zu ertragen, wozu Barbara fähig war. Die Chance, da machte sich Max von Brauwein nichts vor, einen solchen robusten und zugleich verständnisvollen Mann für die Monsteraufgabe zu finden lag prozentual bei null.

Max von Brauwein war ein typisches Gewohnheitstier. Die erste Veränderung war die Lücke und Leere, die seine Mutter bei ihm hinterlassen hatte. Die zweite stellte das Inserat dar und falls er Leute finden und einstellen würde, bedeutete es, neue Gesichter im Haus zu haben. Sich auf diese zu gewöhnen, sich auf gewisse Marotten ein- oder umzustellen, allein der Gedanke daran, behagte Max überhaupt nicht. Mit all dem konnte er zwar Leben, schwerer mit dem Verlust, den er erlitten hatte und gar nicht mit dem Zustand seiner Ehefrau. Mit der Diagnose der Krankheit seines Vaters war die Ehe mit Barbara in unruhige Gewässer geraten. Es gab plötzlich immer öfter Streit, meistens wegen Kleinigkeiten oder den Kindern, aber die Auseinandersetzungen wurden mit der Zeit immer heftiger und nahmen in ihrer Häufigkeit zu. Im Nachhinein sah Max ihren Zwist als einen Ableger der Krankheit seines Vaters an. Der Gesundheitszustand sei-

nes Erzeugers war von Monat zu Monat zunächst fast un bemerkt schlechter geworden, es geschah langsam, irgendwie schleichend. Wie es mit seinem Vater gesundheitlich bergab ging, ähnlich geschah es in seiner Ehe. Aus dem unruhigen Gewässer wurde zunehmend eine stürmische See, denn Barbara haderte mit den Stunden, die Max in der Brauerei verbrachte. Seine Arbeitszeit in dem Familienbetrieb nahm ihn durch die Krankheit des Vaters immer mehr in Anspruch und seine Arbeitsstunden wuchsen von Woche zu Woche. Mit dem Ableben seines Vaters gelangten sie mitten in der stürmischen See in einen Orkan.

Barbara hatte sich ein Hobby zugelegt, malte und schrieb Gedichte, zu ihrer eigenen Überraschung erfolgreich. Die Eheleute sahen sich praktisch so gut wie nie, gaben sich die Klinke in die Hand, wenn sie es nicht taten, kam es zum Zwist. Beide beharrten auf ihre Positionen und weder er noch Barbara waren bereit einen Schritt auf den anderen zuzugehen. Aus dem zu Beginn harmlosen Säbelrasseln war ein Ehekrieg geworden, unter dem besonders die Kinder litten. Der einerseits erlösende Tod des Familienoberhauptes brachte die einst glückliche Ehe zum Kentern, zudem wurde Barbara krank, dadurch unnahbar sowie völlig unberechenbar. Mittlerweile drohte das Ehe Traumschiff endgültig zu sinken, obwohl Max versuchte, dass geschäftliche vom privaten zu trennen. Seine Bemühungen wurden jedoch entweder übersehen oder nicht anerkannt. Wodurch er nicht umhin kam, seiner Gattin immer öfter Vorwürfe zu machen. Er passierte nicht laut, sondern innerlich und das entzweite das Ehepaar zusätzlich, so als ob sich einer von den beiden auf

dem untergehendem Schiff befand, der andere allerdings dazu verdammt war, allein im Wasser zu ertrinken. Die unerwähnten Vorhaltungen von Max bezogen sich auf seine finanziellen Probleme in der Brauerei. Der marode Betrieb, den er zum Teil saniert hatte und den Rest aus Geldnot nicht stemmen und damit modernisieren konnte, bereitete ihm schlaflose Nächte. Barbara hätte ihm ohne Mühe mit einem Darlehen helfen können, aber sie unternahm nichts, obwohl sie den Zustand des Unternehmens kannte. Umgekehrt war Max zu stolz, um sie bezüglich eines Darlehens anzusprechen. Unabhängig der Schwierigkeiten, die ihn belasteten, damit war auch die Entfremdung von seinen Kindern verbunden, fand eine weitere Veränderung statt und die betraf Barbara selbst. Sie ließ sich seit dem Tod ihrer Schwiegermutter von niemandem berühren und benahm sich noch schrecklicher als je zuvor. Sie sprach mit keinem Menschen, falls doch, wandte sie einen Ton an, der jede weitere Unterhaltung unterband. Zudem aß sie sehr wenig, ließ sich in ihrer äußeren Erscheinung gehen und neigte zu völlig unerwarteten Wutausbrüchen.

Für Max von Brauwein fand der grausame Februar sein Ende in einer Tragödie. Ohne einen ersichtlichen Grund erschien Barbara nicht zum Frühstück. Es war das letzte Ritual, das sie gemeinsam pflegten, allerdings nur wegen ihren Kindern Julia und Alex. Der Brauereibesitzer war in der Regel der erste, der das Haus am Morgen verließ, bis vor wenigen Wochen hatte er die Teenager in die Schule gebracht, war erst danach in den Betrieb gefahren. Komischerweise verzichteten die Kinder freiwillig auf diesen Komfort. Sie zogen

sich in ein Schneckenhaus zurück, zu oft wurden sie rebellisch, frech, manchmal sogar ausfallend. Der einzige Trost den Max darin sah, war, das seine Sprösslinge nicht allein ihn, sondern auch Barbara mieden. Nur verschaffte ihm dieser Balsam für die Seele überhaupt keine Genugtuung gegenüber seiner Frau, im Gegenteil, er schämte sich für sie und für sich. Es war für ihn offensichtlich geworden, dass sie ihre Kämpfe und ihre Feindseligkeiten zu oft vor den Kindern und auf deren Schultern austrugen.

An diesem letzten Februartag hatte Max einen Termin mit einem Geschäftspartner und musste erst am späten Vormittag los. Ohne einen Gruß zum Abschied machten sich Julia und Alex auf den Weg zur Schule, bestürzt sah Max ihnen sprachlos nach. Die Minuten vergingen und als es auf zehn Uhr zuging, war er hin und hergerissen. In ihm arbeitete es gewaltig, da er nach wie vor allein am Frühstückstisch saß. Letztlich gewannen die schönen Jahre mit seiner Frau die Oberhand. Einerseits um sie besorgt, andererseits ihr eine Gemeinheit zutrauend, entschloss er sich, nach ihr zu sehen. Er fand sie im Badezimmer auf dem Boden liegend. Die Ursache für den Zusammenbruch von Barbara fanden die Ärzte nicht und somit blieb ihr Ohnmachtsanfall für alle ein Rätsel, doch es gab eine schockierende Konsequenz: Barbara war ab diesem Zeitpunkt, für die behandelnden Mediziner war es unerklärlich, an den Rollstuhl gefesselt. Sie war gesund, alle ihre Werte waren einigermaßen normal und stabil und durch den Kollaps hatte sie keine ernsthaften Verletzungen erlitten, schon gar nicht solche, die sie gelähmt hätten. Sämtliche Tests blieben ohne Ergebnis und Erfolg, dennoch

schaffte Barbara keinen Meter zurückzulegen, ohne das ihr schwindlig und übel wurde. Sie war, zum Schreck, Verdruss und Mitleid von fast allen, aus unbekanntem körperlichen Gründen auf den Rollstuhl angewiesen.

Für Max von Brauwein verschlechterte sich seine Lage deswegen nicht, auch hatte er keine Ahnung, wie und was er über die Situation seiner Gattin denken sollte. Den Kindern schien das Schicksal ihrer Mutter völlig gleichgültig zu sein, der ohnehin grau Alltag in der Villa entwickelte sich zunehmend zu einem Horrortrip. Die Unzufriedenheit jedes Einzelnen erstickte jede aufkommende Harmonie im Keim, zumindest unter den Familienmitgliedern gab es kaum noch ein nettes Wort. Was niemand wusste oder geglaubt hätte, es sollte noch viel schlimmer werden.

Der März begann freundlicher, allerdings nur in Bezug auf das Wetter. Der Schnee verwandelte sich zu Matsch, die Temperaturen stiegen leicht in die Plusgrade und das positivste war, trotz des häufig grauen Himmels, die Tage wurden merklich länger. Die Stimmung in der Villa der Familie von Brauwein lag hingegen irgendwo am Nordpol. Max war kaum zu Hause, wenn, dann zog er sich nach dem Abendessen, das er neuerdings stets in Hast in der Küche zu sich nahm, in sein Arbeitszimmer zurück. Barbara von Brauwein fristete ihr Dasein im Rollstuhl in Selbstmitleid, sprach kaum und beides hielt sie nicht von ihren unberechenbaren Launen ab. Gertrud Gleiser, sie wurde von allen meistens nur mit "Traudl" angesprochen, war eigentlich eine perfekte Kopie der verstorbenen Gisela von Brauwein. Sie bemühte sich Barbaras Stimmungen und Wünschen gerecht zu werden

und scheiterte dennoch. Die Köchin war heilfroh als Max einen Betreuer für seine Ehefrau gefunden und auf Probe eingestellt hatte. Barbara, der es beinahe gelungen wäre, dass sich Gertrud kurz vor einem Nervenzusammenbruch befand, erwies sich als unberechenbar berechenbar, eines wurde nämlich deutlich: Ihre Wutausbrüche traten vor allem auf, wenn ihr etwas nicht passte oder sie unzufrieden war. Der Rollstuhl und ihr unerklärliches Krankheitsbild konnten nicht verhindern, dass der eingestellte Krankenpfleger nach drei Tagen das Haus verließ. Frustriert gab er auf, seine letzte Tat war, dass er Barbara auf die Terrasse in den Regen schob, danach zu Gertrud in die Küche ging, sich verabschiedete und auf dem ausstehenden Lohn verzichtete. Mit dem Rat, Barbara in eine Irrenanstalt einzuliefern, nahm er von Ott Abschied und verließ entnervt sowie den Tränen nahe die Villa. Max hatte mit einem solchen Vorfall schon im Vorfeld gerechnet, bereits am nächsten Tag präsentierte er einen neuen Betreuer für seine Frau. Er gab ihm keine Woche, aber er ging das Risiko ein. Auch eine Wette schloss er diesbezüglich mit dem Gärtner ab. Otto vertrat mit schadenfreudigem Lächeln die Meinung, dass der Nachfolger empfindlicher als sein Vorgänger war, traute ihm deshalb keine achtundvierzig Stunden zu.

Gertrud war geradezu glücklich, dass Max ihr die Pflege seiner Frau ersparen wollte, fing den neuen Betreuer buchstäblich zu bemuttern an. Als dieser am zweiten Tag zur Überraschung aller pünktlich zur Arbeit erschien, umarmte ihn Traudl und hätte am liebsten vor Freude geweint. Otto, der sich in den kalten Monaten mit Reparaturarbeiten im

Haus beschäftigte, sah seinen Wetteinsatz von fünf Euro davonschwimmen. Max fuhr erleichtert und zufrieden in die Brauerei, während Gertrud, dem lieben Gott dankbar, vor einem Kaffee in der Küche saß, als es an der Haustür der Villa läutete. Der Tag war düster, grau in grau, es regnete leicht, ein unangenehmer Wind wehte, aber als die Köchin die Tür öffnete schien die Sonne für sie. Vor ihr stand eine kleine, zierliche, mit einem Koffer beladene, völlig durchnässte, blonde Frau, die auf der Stelle ihr Herz erwärmte. Gertrud bat sie herein, gab ihr etwas zum Abtrocknen und als sie der "Barbiepuppe" einen Tee zum Frühstück servierte, sie beharrlich nebenbei ausgefragt hatte, war Ilona Oblak als ihre rechte Hand bereits eingestellt. Die Freude darüber währte nicht lange, denn in der einunddreißigsten Stunde seiner Tätigkeit gab der Pfleger von Barbara zermürbt auf und Otto gewann seine Wette. Der dritte Krankenpfleger trat am darauffolgenden Tag seinen Dienst an, es war der letzte Name, der auf dem Zettel von Max von Brauwein stand. Es glich keinem, es war ein Wunder. Der neue Betreuer von Barbara von Brauwein erwies sich als ein Glücksgriff. Nach vierzehn Tagen war er immer noch in der Villa tätig und wies keinerlei seelische oder gar körperliche Verschleißerscheinungen auf. Er gab sich wie am ersten Tag, war nett, hilfsbereit, gab sich nicht zu offen, aber auch nicht zu distanziert, außerdem schien er Barbara als Patientin zu mögen. Max und die Köchin konnten es kaum glauben, aber es sah danach aus, als ob mit dem dritten Betreuer der perfekte Pfleger für Barbara gefunden worden war. Diese ohnehin schon unglaubliche Tatsache wurde sogar getoppt: Barbara

zeigte sich bereits nach der ersten Woche ein wenig zugänglicher, ihre Unberechenbarkeit nahm ab und ihre Stimmung konnte als konstanter bezeichnet werden. Auch ihre Aggressivität hatte abgenommen und jeder in der Villa fragte sich, wie es dem Betreuer gelungen war, die Frau dermaßen ruhig zu stimmen. Ein wenig Gelassenheit kehrte bei den Bewohnern und Angestellten im Haus der Familie von Brauwein ein, nur in Stunden des Alleinseins eben nicht bei Max, dem die Sorgen um den Familienbetrieb zu schaffen machten.

Klaus Biederhahn

Der beste Freund von Max von Brauwein war zugleich sein Einziger. Bekanntschaften hatte der Brauereibesitzer viele und er konnte mehrere Lieder davon singen, worin der Unterschied zwischen einer engen Freundschaft und einer guten Bekanntschaft lag. Klaus Biederhahn und er kannten sich von Kindesbeinen an. Das Leben, sowie ihr beruflicher, privater und familiärer Werdegang, hatten es nicht geschafft, sie zu entzweien. Sie lebten ihr Leben, gingen ihren Berufen nach, sie sendeten sich keine Mails mit dem Computer oder jeden Tag Nachrichten mit einem Handy, keiner von beiden übte auf den anderen einen Kontaktzwang aus. Beruflich sahen sie sich öfter als sie wollten, denn Klaus war der Filialleiter der Bank, in der Max sein Konto besaß. In ihren Berufen mussten sie zu oft telefonieren, taten es miteinander deswegen ungern und selten, eigentlich nur bei einem Notfall, so einer war glücklicherweise seit Jahren nicht vorgekommen. Die Freundschaft war nicht abhängig von den technischen Kommunikationsmitteln und damit es so bleiben konnte, gingen sie regelmäßig zusammen aus. Ihr Ritual bestand aus Treffen in ihrer Stammkneipe und wenn einer von beiden bis zehn Uhr abends nicht vor Ort war, blieb der andere allein bis zur Sperrstunde oder zog einsam weiter. Wegen dem Tod seines Vaters im Februar hatte Max es vorgezogen, die Treffen im Februar abzusagen. Sehr gern hätte er sich mit Klaus getroffen, mit ihm geredet und die Trauer und Lasten des Alltags auf diese Weise für ein paar Stunden hinter sich gelassen, aber als Un-

ternehmer wollte er den besonders redseligen Leuten keinen Anlass zum Tratsch und für Spekulationen geben. Mitte März sah es Max als vertretbar an sich in seinem Stammlokal sehen lassen zu können und traf sich in der Kneipe, die zugleich ein Pub, Restaurant und eine Disco war, mit seinem Freund Klaus. Das Lokal war bereits gut gefüllt, lief hervorragend wie Max wusste, auch hier vertrieb er das Bier seiner Brauerei. Klaus wartete an der Theke an ihrem Stammplatz auf ihn, sie umarmten sich zur Begrüßung und Max, auch das war eine Tradition, gab als der später erscheinene zwei Bier in Auftrag. Er und Klaus kamen auf den Tod seines Vaters zu sprechen und Max bedankte sich bei seinem Freund für den Kranz am Grab und dessen Erscheinen zur der Trauerfeier mit anschließender Beerdigung. Wie stets zu Beginn des gemeinsamen Abends tauschten sie sich in beruflicher und privater Hinsicht aus, das gehörte zu der wiederkehrenden Zeremonie zwischen ihnen. Unbelastet wollten sie die kommenden Stunden verbringen und um es zu ermöglichen, sprachen sie vorab über ihre Sorgen, ihren Ärger und selbstverständlich über heitere Dinge. Als Max über Barbara berichtete, war die Stimmung auf dem Nullpunkt, als er jedoch erzählte, dass er bereits den dritten Betreuer für sie engagiert hatte, konnte Klaus trotz des ernststen Themas nicht an sich halten und aus einem Lächeln wurde ein Lachen, bei dem er Tränen vergoss. Es wurde eine heitere, unbeschwerte Nacht, die erst um vier Uhr morgens ihr Ende fand. Klaus und Max konnten für wenige Stunden ihre Sorgen vergessen und so wie sich begrüßt hatten, verabschiedeten sie sich voneinander, mit einer Umarmung.

Es war die letzte Woche im trüben und nassen März. Der graue Himmel hatte es bis dahin nicht zugelassen, dass die Menschen länger einen Sonnenstrahl sahen und als die unsichtbare Sonne die Morgendämmerung einläutete, ein zunächst diffuses Licht die Dunkelheit der kalten Nacht ablöste, öffnete der Bäcker als erster seine Ladentür. Ihm folgten später die anderen Geschäfte, die Großen und die Kleinen, die Straßencafés und die Metzgereien, dann nahmen die ersten Kioske und Imbisse ihren Betrieb auf, danach die Läden in den der Käufer das findet, was er sucht. Es sperrten die Lokale auf und trotz der frühen Stunde floss in den Kneipen das Bier bereits reichlich.

Zu einem der Betriebe der niemals, außer am Sonntag und den letzten verbliebenen Feiertagen, seine Pforten schloss, gehörte die alteingesessene Brauerei Brauwein. Max von Brauwein war ein angenehmer Zeitgenosse, der von erheblichen Existenzsorgen geplagt wurde. Sein Vater, der das Unternehmen in einem tadellosen Zustand übernommen hatte, hinterließ ihm die Brauerei in einem maroden Zustand und mit jedem Tag, egal, ob die Sonne lachte oder der Himmel aus dunklen Wolken Tränen weinte, wurde die Lage zusehends prekärer. In dem alten und sanierungsbedürftigen Unternehmen des Brauereibesitzers fehlte es praktisch an allem, zum Beispiel der erforderlichen, modernen Technik. Darunter litt die Produktion und dieses Manko verursachte noch mehr Probleme als Max von Brauwein schon hatte. Es haperte an allen Ecken und Enden in der Brauerei. Die bestellten Getränke pünktlich herzustellen oder zu liefern, erwies sich an manchen Tagen als schwierig, an einigen als un-

möglich. Völlig unvorhergesehene Probleme, ebenso solche, die abzusehen waren, finanziell jedoch nicht gelöst werden konnten, entwickelten sich zu ärgerlichen einem Kreislauf, der die Schwierigkeiten des Unternehmens in eine Dimension trieb, die Max an den Rand des Ruins drängten.

Finanzielle Engpässe da und dort, die dramatische Lage nahm an Intensität zu. Hopfen und Malz sowie andere Zutaten wurden nur noch gegen Barzahlung geliefert, defekte Maschinen gegen Vorkasse repariert. Es kam zu Stromausfällen, mal durch unpünktliche Zahlung, mal durch Schäden an den alten Leitungen. Die Ausfälle in der Produktion verschärften die prekäre Lage noch mehr. Ersatzteile waren rar oder gar nicht vorhanden. Etiketten, Leim für diese, Verschlüsse für die Flaschen, alles an Material war knapp, kam im letzten Augenblick oder zu spät. Wertvolle Stunden, die so nicht einkalkuliert waren, gingen auf diese Weise verloren und verursachten hohe Unkosten, aber Max wollte unter keinen Umständen aufgeben.

Den erschwerten Umständen entsprechend saß der um Jahre gealterte Brauereieinhaber, wenn auch sehr unger, bei Klaus Biederhahn, seinem Freund, einem Bäcker und somit der Bank, die ihm bei Verrechnung aller Darlehen, die er bezahlt und am Laufen hatte, zu einem gewissen Prozentsatz gehören könnte. Max haderte damit, dass er seinen Freund seit ihrem letzten Treffen auf diese Weise wiedersah, doch ein Gespräch über eine Krediterhöhung war unumgänglich geworden, aber ihre Freundschaft hin oder her, ein Bäcker blieb ein Bäcker. Kein Wunder also das sich Klaus Biederhahn vehement sträubte.

»Max«, sagte der Filialleiter, zögerte, wurde im Ton eindringlicher: »Ich kann und werde deinen Kredit nicht erhöhen, beim besten Willen nicht. Deine Sicherheiten sind aufgebraucht und Barbara wird wohl kaum eine Bürgschaft für dich übernehmen. Ohne Sicherheiten geht nichts mehr. Wir sind seit unserer Kindheit gute Freunde, respektiere es, dränge mich nicht, versuche es nicht auszunützen. Ich werde auf keinen Fall meine Kompetenzen überschreiten.«

»Es geht doch um kein Vermögen, Klaus, ich brauche das Geld damit es weiter geht. Ich finde eine Lösung«, klang Max von Brauwein so, als ob er selbst nicht davon überzeugt wäre, was er eben gesagt hatte.

»Fünzigtausend Euro sind sehr wohl ein kleines Vermögen, jedenfalls ist diese Summe kein Peanuts. Was für eine Lösung willst du finden? Es geht seit Monaten wie jetzt, nächste Woche brauchst du hunderttausend, eine Woche später das Doppelte. Dein Unternehmen hat sich zu einem Fass ohne Boden entwickelt, es ist längst keine Brauerei mehr. Der Betrieb ist eine Geldvernichtungsanlage ersten Ranges. Verkauf das ganze Anwesen mit allem Drum und Dran, dann bist du alle Sorgen los«, riet der Banker ohne Wenn und Aber seinem Freund.

»Du weißt haargenau, dass ich niemals den Preis dafür bekomme, den ich mir vorstelle, den die Brauerei trotz allen Nachteilen noch wert ist. Allein schon wegen dem Grund wäre ein Verkauf der größte finanzielle Verlust, den ich machen könnte. Außerdem«, zögerte er einen kurzen Moment, wiederholte sich »Außerdem, es ist nicht allein eine Brauerei, es ist seit einigen Generationen ein Familienbetrieb. Bei

einem Verkauf wäre ich längst nicht schuldenfrei, würde mich wie ein Versager fühlen. Etwas mehr als einhundert Arbeitsplätze gingen verloren, sag mal Klaus, ist das alles so unbedeutend?«

»Ist dir eigentlich bewusst, dass du dich am Rande einer verschleppten Insolvenz bewegst?«, fragte Klaus feststellend und mit einer anklagenden Stimme. Jedenfalls hörte sich ein freundschaftlicher Ton anders an.

»Blödsinn«, widersprach der Brauereibesitzer. »Ich zahle meine Steuern und Gehälter nach wie vor pünktlich.«

»Während deine Kredite gewachsen sind«, fiel ihm der Freund wie ein Verräter in den gefühlt unvollendeten Satz.

»Ich habe Aufträge«, riss Max das Wort sofort wieder an sich. »Ich verfüge über einen festen Kundenstamm, besitze lukrative und vor allem langjährige Lieferverträge und du kommst mir mit fehlenden Sicherheiten!«

»Max«, hob Klaus Biederhahn protestierend eine Hand. »Das ist alles bei der Kreditvergabe und dessen Aufstockung schon berücksichtigt worden. Ich habe mich einst für dich wirklich vehement eingesetzt, damals wurde das Darlehen in der beantragten Höhe genehmigt. Du hast beinahe eine halbe Million Schulden und davon ist ein Fünftel nicht abgedeckt. Egal, was du sagst, mir sind die Hände gebunden. Bitte, bitte, versuche die Lage und mich zu verstehen.« Für einen Moment herrschte ein bedrücktes Schweigen. Das Büro des Filialleiters passte sich der Atmosphäre ideal an. Es war mit modernen, aber unpersönlichen und kalten Möbeln eingerichtet. »Rede doch mit deiner Frau, vielleicht ist Sie inzwischen bereit für dich zu bürgen. Letztlich ist es für dich

die einzige und letzte Chance wie das Dilemma eine Wende nehmen kann. Das würde die Sachlage bei uns ebenfalls vollkommen ändern.«

»Mit Barbara reden?«, sank Max in sich zusammen und traf dennoch einen schärferen Ton. »Du weißt, wie es um uns steht. Ebenso, dass es ihr nicht gut geht und ihr gesundheitlicher Zustand es mir nicht erlaubt, sie auf meine Probleme anzusprechen.«

»Dann kann ich nichts für dich tun, so leid es mir tut«, erwiderte der Banker und in seiner Aussage lag etwas Endgültiges.

»Also gut!«, zog Max von Brauwein aus seiner neben ihm auf den Fußboden stehenden Arbeitstasche eine dünne Akte hervor. »Hier«, überreichte er diese Klaus und sein Blick folgte dem aus wenigen Dokumenten bestehenden Ordner.

»Was ist das?«

»Das sind alles Unterlagen, die mir von meinem Vater hinterlassen wurden. Ich habe sie erst jetzt nach dem Tod meiner Mutter durchgesehen, keine Ahnung warum. Als er verstorben ist, habe ich sie auf den Dachboden gelegt und fast vergessen.«

Klaus Biederhahn begann in dem Ordner zu blättern, las sich diverse Schreiben genau durch, andere überflog er. Sichtbar nachdenklich geworden sah er Max an. »Wer weiß davon?«

»Niemand!«

»Bist du dir sicher?«, erkundigte sich der Banker ein zweites mal.

»Warum? Was spielt es für eine Rolle?«

»Warum?«, schüttelte Klaus ungläubig den Kopf, erhob sich und begann hinter seinem Schreibtisch auf und abzugehen. »Wenn das bekannt wird, Max, wirst du mehr Probleme bekommen als du schon hast. Was für dich im Moment wie deine Rettung aussieht, wird garantiert dein endgültiges Todesurteil sein! Geschäftlich natürlich.«

»Was redest du für Blödsinn?«, bohrte Max unruhig nach.

»Die Stadt! Die werden dir nicht tatenlos zusehen, wie du alles in die Wege leitest, vermarktest, Gewinn machst, im Gegenteil. Sie werden alles versuchen, um an die Rechte zu kommen. Solltest du nicht nach deren Pfeife tanzen, werden sie dich boykottieren, so lange an der Leine zappeln lassen, bis dir irgendwann die Luft ausgeht und sie wird dir ganz bestimmt ausgehen. Du weißt, Angelegenheiten über Rechte und Pflichten können sich über Jahre hinwegziehen«, prophezeite der Filialleiter seinem Freund. »Die brauchen dir keine Genehmigung für deine Pläne geben, schon sind die Papiere keinen Cent wert. Denen ist es egal, ob alles brach liegt und ungenützt bleibt. Die Hauptsache für die Stadt, ist, dass du nichts verdienst. Sie wissen, dass sie am längeren Hebel sitzen. Aus dieser Sichtweise sind die Unterlagen für die Bank nichts wert, leider«, gab Klaus den Ordner an Max zurück.

Max von Brauwein nahm die dünne Akte an sich und steckte sie in seine braune Arbeitstasche. »Ich kriege das hin«, ließ er sich nicht entmutigen.

»Ich bin ehrlich zu dir«, schlug Klaus Biederhahn einen versöhnlichen Ton an. »Der Vorstand will dein Darlehen kündigen und zwar zum nächsten ersten. Ich habe mich für

dich so gut es ging eingesetzt, dass Einzige was ich für dich tun konnte, worüber im Augenblick beraten wird, ist eine letzte Frist. Ob sie dir gewährt wird, weiß ich nicht und wenn, dann höchstens bis zum Quartalsende. Schon aus diesem Grund kann ich dir nicht helfen, daran ändern auch diese Papiere nichts.«

»Das ist dein letztes Wort?«, fragte Max, erhob sich und sah seinen Freund an, der hinter seinem Bürostuhl zum Stehen gekommen war.

Die Hände wie ein Mogul auf die Lehne seines Stuhles gelegt nickte Klaus Biederhahn. »Leider«, entgegnete er, ohne ersichtlich betroffen zu wirken. »Wir sind Freunde, Max, bitte vergiss das nicht. Ich trenne das geschäftliche vom privaten, ich hoffe du kannst das auch.« Max nickte leicht mit dem Kopf und verzog die Mundwinkel. »Ich gebe zu, die Unterlagen sind interessant und ich verspreche, mir Gedanken zu machen, rufe mich nachmittags an. Ich kann dir nichts versprechen, vielleicht fällt mir noch etwas ein, was dir helfen könnte«, beendete der Banker mit einem kurzen Blick auf seine Armbanduhr das Gespräch.

Günther Seitz und Oblu

Irgendwann und zwischendurch, während all der sich abspielenden Ereignisse und Tragödien, saß Günther Seitz, der sich als einen Mann von Welt ansah, dennoch einen zweifelhaften Ruf genoss, seinem Geschäftspartner gegenüber, der es ihm gnädigerweise gestatte, ihn mit Oblu anreden zu dürfen.

Ende der Leseprobe

[Zum Titel](#)

Impressum

© 2025 Roman Just

Postanschrift: Roman Just, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen, bei Hendricks

www.gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de

Die in diesem Buch dargestellten Figuren und Ereignisse sind fiktiv! Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten realen Personen ist zufällig und nicht vom Autor beabsichtigt. Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form auf irgendeine Weise elektronisch, mechanisch, fotokopiert, aufgezeichnet oder auf eine andere Weise übertragen werden. Die Veröffentlichung erfolgt im Auftrag des Autors und der Gelsenecke.